

Luzernische Landstädtchen : Sursee

Autor(en): **Lädrach, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 8

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633957>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Städtchen Sursee: Generalansicht.

was er nie getan hatte in den drei Jahren, die er schon auf dem Gymnasium war.

Der Königschmied staunte am meisten, obwohl er wußte, warum sein Sohn drei Jahre lang nicht nach Hause gekommen war. Denn es war auf seinen eigenen Befehl hin geschehen, damit er nicht immer von neuem an den Verlust erinnert werde, den er erlitten, als sein Sohn von ihm ging, um ein Pfarrer zu werden. Und er konnte sich auch denken, warum er gerade jetzt vor ihm stand. Obwohl es ihm in diesem Augenblick nicht groß ums Denken war, denn er hatte mit dem Anschauen genug zu tun und sich immer wieder voll Erstaunen zu fragen, ob das wirklich sein Sohn sei, der so groß und stark vor ihm stand. Wie war er in den drei Jahren in die Höhe geschossen. Gab es denn wirklich kein Mittel, um ihm die dummen Gedanken aus dem Herzen zu reißen und ihn auf dem alten Hofe zu einem wahren Bauern zu machen, daß er sich dran freuen konnte bis ans Lebensende?

Viktor stand in der Stube und sagte nicht viel, als wolle er drauf warten, was die andern meinten. Aber die sagten auch nichts, so daß er schließlich fragen mußte: „Was habt ihr beschlossen? Wie wollt ihr es verhindern, wenn die Felsenherren aus dem Kloster getrieben werden sollen?“

Man zuckte die Achseln und schaute neben ihm vorbei. Nur der Widersacher fand die Gelegenheit ausnehmend schön, um etwas zu sagen:

„Was wir beschlossen haben, Viktor? O nicht viel. Dein Vater ist ein vernünftiger Mann und die andern folgen ihm wie die Schafe ihrem Leithammel. Und dein Vater hat gefunden, es sei das Beste, man lasse geschehen, was geschehen wolle, denn dabei schaue vielleicht etwas für ihn selber heraus. Du hast einen sehr gescheiten Vater.“

Viktor wandte sich an die Bauern und rief:

„Das dürft ihr nicht!“

Sein Vater fiel ihm ins Wort:

„Das verstehst du nicht, da bist du noch zu jung!“

Aber Viktor sprach weiter und nannte die Versammelten armselige Menschen und erbärmliche Feiglinge, daß da und dort ein beleidigtes Gemurmel entstand. Aber er wußte so

gut zu reden, daß der ernste Zorn über die Regierung in ihren Herzen wieder wach wurde und viele Stimmen von neuem nach Waffen zu rufen begannen.

Der Königschmied versuchte mit aller Bedenklichkeit des besonnenen, abwägenden Mannes dazwischenzufahren, aber die andern waren wieder so stark in der Begeisterung drin, daß sie nicht mehr auf ihn hörten, sondern am Eifer des jungen Viktor und am eigenen aufblühenden Wagemut sich freuten und berauschten.

„Waffen, Waffen, macht die Gewehre bereit und bindet die Senzenklingen an die Holzstiele. Und wer nichts anderes hat, nehme einen Knüttel in die Hand. Wenn wir schon nur Bauern sind, morgen wollen wir zeigen, daß Männer in uns stecken. Dann sollen sie merken, daß wir nicht lahm und dumm geworden sind am Pflug und im Stall und auf der Tenne. Und sie sollen erfahren, daß wir nicht umsonst auf Scheiben geschossen haben und daß ein Mensch leichter zu treffen ist als eine Krähe, die im Fruchtader sitzt. Und spüren sollen sie's am eigenen Leib, daß Sensen noch anderes zu schneiden wissen als Korn und Weizen. Waffen, Waffen, wie werden sie glihern im ersten Morgenschein. Waffen, Waffen, und starke Arme, wahrt unser Recht. Für dich wollen wir kämpfen; Jungfrau Maria, daß du nicht obdachlos wirfst auf Erden und deine Hand nicht von uns zurückzieht.“

(Fortsetzung folgt.)

Luzernische Landstädtchen: Sursee.

Von W. Läderach.

II.

Der Weg von Willisau nach Sursee führt über das weite Bauwilermoos. Gelbster blüht in überreicher Menge. Adergespanne ziehen da und dort. Turbenstecher sind an der Arbeit. Sie und da fährt ein Tierarzt oder sonstige Dorfgröße vorüber. Drückend lastet die Hitze über der Landstraße, und noch ist Sursee weit. Da schimmert ein



Sursee: Das Rathaus

Seelein zwischen Hausdächern durch die Bäume, der Mauersee. Raum eine Viertelstunde lang und nicht halb so breit,

zählt er doch vier kleine Inselchen. Das größte, nahe am Südufer, über eine hundert Meter lange Brücke erreichbar, trägt das Schloß Mauensee. Ein großes Herrenhaus, einst flankiert von vier Ecktürmen, steht auf dem Hügel der Insel, mit Terrassen auf allen Seiten. Ein Bauernhaus mit zwei Scheunen lehnt sich unten an die Schloßmauer. Also ein richtiges Junkergut, und auch junkerlich abgeschlossen von der übrigen Welt; denn an der Brücke steht ein strenges Verbot, daß der Besucher in Neuenburg das Betreten nicht gestattet. Und wenn doch jemand das Schloßchen besuchen wollte, um die berühmte Sammlung geschnitzter Möbel zu sehen, so verwehrt ein Rudel scharfer Hunde so gründlich den Eingang, daß Gärtner und Dienstleute gar nicht nachhelfen müssen. Schade!

Das Schloß war einst wehrhaft ausgebaut, heute sind die Ringmauern abgetragen. Noch kann aber ein Herr in fremder Stadt das Betreten eines schönen Städtlein Landes ohne weiteres verbieten; in Venzburg und manchem andern Schloß ist's ähnlich. Eine neue, hoffentlich nicht allzuferne Zeit wird diese Beschränkungen auch fallen lassen, wie bereits die Ringmauern fielen.

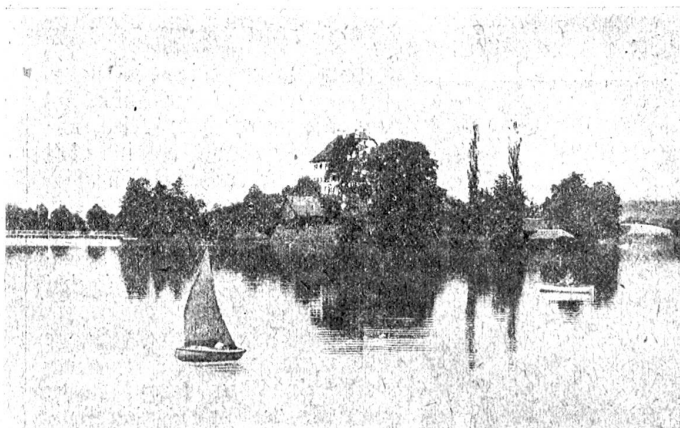
Nun müssen wir noch über einen letzten Hügel, und dann liegt vor uns in der Tiefe das alte Sursee. Dach an Dach drängt sich da unten, Türme ragen draus heraus, und dahinter streckt sich der See, weiß wie immer im Frühling. Die Alpen bliden verschneit drauf herab und ahnungs-voll die Hügel des St. Michaelsamtes. Durch staubige Vorstadtstraßen wandern wir in die Stadt hinein. Vorstadtstraßen sind von Schwabing bis Genua fast alle gleich langweilig.

Nun kommt aber das Baseltor, und wir sind im gemütlichsten Mittelalter. Eine schöne Gasse tut sich auf und steigt steil zum Rathaus an. Ein schönes Haus steht neben dem andern. Schon sind Blumen vor den Fenstern, und aus der Apotheke mit der großen Laterne über dem Tor vermischen sich die medizinischen mit Hyazinthendüften. In der Krone, dem ehrwürdigen Gasthof gegenüber dem zweistöckigen Rathaus, sitzen die Obstbaumfürsler an langen Bänken bei Bier und Wein, denn es ist hier eine landwirtschaftliche Gegend. Sogar in den Hinterhäusern der Stadtgassen hat es Ruhställe. Die Bauern in dieser Stadt haben



• Sursee: Basel-Cor mit Schützenhaus.

ein merkwürdiges Privilegium. Die Lage der Stadt zwischen zwei Seen, dem Sempacher- und dem Mauensee, soll



Das Schloss Mauensee, ein alter Patriziersitz.

die Wolkenbildung so beeinflussen, daß Hagelwetter ganz selten oder unbekannt sind.

Im Zimmer, das wir beziehen, hängt neben dem altmodischen Schrank ein Bild von Johannes dem Täufer, und daneben noch ein ganz unbekannter Heiliger. Zum kleinen Schieffensterlein hinaus sieht man aufs Rathaus „und das Rathaus ist auch fein, und darin die Raststuben von Eichen-Holz so künstlich erbauet, daß man kein Nagel gewahrt“^{*)} Stadt und Rathaus wollen wir aber nicht nur zu den kleinen Scheiben hinaus, sondern auch von nahem ansehen und gehn hinüber zur stattlichen Pfarrkirche auf dem Burghügel in der Stadt. „1639—1641 von Grund auf ansehnlich erbauet und die Gebein S. Irenaei von Rom dahin gebracht“^{*)} Seit 1275 sind vier Pfarrer an der Kirche für eine Stadt mit heute nur 2500 Einwohnern. Dazu gab es schon im 14. Jahrhundert drei Kaplanen, seit dem 17. Jahrhundert deren fünf. An der Gasse hinter der Kirche hat jeder der „Vierherren“, wie die Surseer ihre Pfarrer nennen, ein schönes Haus mit steinernem Portal in einem altertümlichem Giebgärtlein. Deshalb ist der stille Wunsch mancher Bürgersfrau, ihren Sohn als „Vierhern“ zu sehn, recht begreiflich.

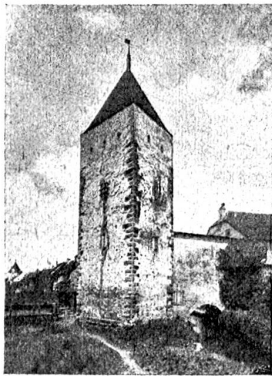
„Es hat auch daselbs ein anno 1608 erbautes Capuciner-Kloster, darin das Studium Philosophicum und Theologicum getrieben wird.“^{**)} An diesem Kloster vorbei kommen wir jetzt, wenn wir durch den schönen Abend zum Hügel mit der Kapelle Maria Zell hinaus spazieren, fünf Minuten vor der Stadt. Auf der Bank unter dem Kapellenvorwerk sieht man hinab auf den bleichen See, und Amseln flöten von den knospenden Bäumen so wohlklingend, daß man Nachtigallen zu hören glaubt.

Blaue Meerzwiebeln blühen im frühlinggrünen Gras. Aus der Kapelle heraus tönt der Abendsegen der Kinder von der nahen Anstalt: „Ave Maria, heilige Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder.“ Bald die Mädchen allein, dann gellend hoch die Knabenstimmen. Dann alle zusammen eine Stunde lang.

Der See ist schön. Schloß Tannenfels steht auf jenem Hügel; darunter versteckt sich Oberkirch in den Obstbäumen. Aber jetzt zurück in die Stadt, aus deren Raminen Rauchwölkchen steigen, das Abendessen wird bald fertig sein. Auf der Seeseite treten wir ein und kommen hinab zum Diebenturm, einem einstigen Pulverturm mit Verlies für todeswürdige Verbrecher. Der Turm steht am Stadtgraben, in dem jetzt die Bürger ihre Gärtlein pflegen und Pfeifen rauchend drin herumstehen, überlegend, was gesagt werden soll. Nun kommen wir heim zur Krone. Da steht gegenüber noch ein reichverziertes Haus mit italienischen Renaissanceformen, das Bedeutijsche genannt. Das müssen wir uns ansehen und uns freuen, daß es einmal eine Zeit gab, wo

^{*)} Zäsi, 1766.

ein Haus noch nicht unbedingt 7 Prozent Zins abwerfen mußte.



Der Diebenturm in Sursee.

Nun sahen wir die ganze Stadt, und sie war schön, sogar die reformierte Kirche in der Neustadt drüben ist nicht eine Spielverderberin! Ins Fabrikviertel zu gehn, wo Dosen und Konserven gemacht werden, das wollen wir uns sehen; denn das war noch nicht da, als der Luzerner Chronist Johann Salat hier als Junge heranwuchs und wohl schon damals ein böses Maul hatte; oder als der Goldschmied Hans Peter Staffelbach vor 300 Jahren seine goldenen Becherlein formte.

Als der Verkehr noch auf der Landstraße Luzern-Basel hier durchging und Sursee noch eine Stadt mit eigenem Schultheiß, zwanzig Groß- und zwölf Kleinen Räten war, mag's abends in den Zunftstuben oft laut hergegangen sein. Nun fährt die Eisenbahn die Stadt einfach ab, und niemand weiß, wie schön sie ist.

Drum ist es heute abend auch so still in der Krone.

Bergbauern.

Von Othmar Gurtner.

Ueber die Berge huschen Frühstrahlen der Sonne: schon flimmern die Tannenselstränder; der Morgenwind schüttelt Rauhreif hinaus in die schneidende Luft. Noch schläft das Tal. Blaublaue Schatten im Winterwalde verraten den Tag, doch flieht sich noch kein Sonnenstrahl goldig in die windentlaubten Nester. Hier nur — und dort versilbert ein schwerwachtes Schneeströmlin von Ost zu Ost einzelne Bäume.

Immer am Morgen tastet die Sonne sanfte über das Tal, als wollte sie erst die Tiefe ermessen, ehe sie den entscheidenden Schritt wage. Ein Feuerstrom fließt breit vom Alpshügel hinab zum Felsrand: mit einemmal brennt der Staubhag lichterloh. Langsam breitet der sonnige Glanz sich über die Felswand; bald flammen die letzten Rotbuchen auf, die vom herbstlichen Farbenzauber betrogen hartnäckig mit vergilbten Blättern rascheln. Die Morgen Sonne sucht flug ihren Weg zu Dächern und Lauben des Dörfleins; sie eilt nicht, wählt ruhig und besonnen, wohin sie ihr Glück trage, reißt Sonnenschein an Sonnenschein, bis das ganze Tal erwacht und geschmückt ist. Immer am Morgen tastet die Sonne sanfte über das Tal...

Sie liebt uns sicher, die Sonne.

Den alten „Wanguetsch“ liebt sie noch mehr; seine kleinen Fenster flimmern jeden Tag ein Stündlein vor allen andern, und am Abend, wenn das Tal sich schon im Dämmerchein einlullt, blickt der Widerschein vom Wang herab: Uetsch sitzt noch in der Sonne.

Als vor Jahren sein Jüngster den Aelteren in die Fremde gefolgt war, hatte der alternde Vater Uetsch seinen Maiensack bezogen und das Talhaus verkauft: seither horstet der Alte einsam und wild auf dem Wang.

Im Sommer treiben andere Vieh auf, da hat er Kurzweil und Spaß. Im Herbst rastet der Jäger gerne bei Uetsch und vor dem Einschnellen schläft etwa der Wildhüter noch einmal oben, wenn er sich auf der Wildbahn verspätet hat. Im Winter aber lebt Uetsch allein mit sich selber und behauptet: so sei er doch immer in anständiger Gesellschaft.

Heute hält ein Stischwung vor der Hütte: Stockpochen an Fenster und Türe — Uetsch antwortet nicht. Jetzt kommt

er mit einem Arm voll Holz um die Ecke. Während die Stäbe in der Sonne vertropfen, macht der Alte Feuer und bald bewirkt er den ungeladenen Gast mit heißem Trank und Bergkäse. Das Verständnis fehlt ihm, wie einer im Winter aus Freude so weit herauflaufen könne; er knurrt trotz aller Aufklärung fast mürrisch: „Ne wua, e Narr mues es Zeichen tuen.“ Bei allem Poltern aber ist Uetsch doch der herrlichste Wirt! Als Selbstverständlichkeit gilt, daß morgen erst die Weiterreise angetreten werden darf: „Hined wei-m-er de-n toorfen!“

Wanguetsch bereitet heute dem Gaste zu Ehren ein Festmahl: aus dem rauchschwarzen Giebelgaden holt er einen roten Fleischklumpen. Wilddüfte ringen mit Brandgeruch und aus dünner Brühe kocht der Alte kunstgerecht ein faustdiktes Gericht zusammen; lieblich schmort der Braten am offenen Feuer. Auf die scheue Frage, woher das Wildbret stamme, lacht Uetsch, er schieße keine Hasen. „Chum, gugg hie!“ — in der Türe sind zwei kleine Böcher handbreit nebeneinander; da pflegt der vermeintliche Wilderer einen Strid durchzuziehen. Die Schlinge der einen Türseite legt er der Hauskake liebevoll um den Hals, krauelt ihr vertraulich im Fell und stemmt dann auf der anderen Türseite den Holzschuh wider die Schwelle, um das Ragenleben mit einem kurzen Ruckzuge am Strid zu enden. Diese Ragenhinführung wiederholt sich ab und zu, so daß der Alte nie in Verlegenheit gerät, wenn ein ungebetener Gast anklopft. Woher die Ragen kommen, kann ich nicht verraten, denn im Dörflein unten würde das übel aufgenommen.

Trotz der sonderbaren Stimmung, die sich auf die Ragen Geschichte hin des Gastes bemächtigt hat, mündet das einfache Mahl. Wanguetsch versteht sich den Verhältnissen besser anzupassen als die Hausfrau mit dem reichsten Vorratsraum...

Wenn am Abend goldbrandige Wolkenzüge in den Spätsonnenstrahlen verzimmen und hellfroh aufleuchten, wie Kinderfeuer aus knittergelbem Herbststroh, dann schlagen im Walde schon Schatten um Stämme und Wipfel, und der Säher im Kiefernadelneste lullt sich müde in Dämmerung und Stille ein. Fernher vom Gletscher streicht der Wind, schnarrt über Fledschindeldächer, knabbert an losen Heubodentüren und wirft im Dorf mit Klirr und Krach die Fensterladen zu, so daß die Alten in der Stube erschrocken auffahren: Die Nacht wird schwarz und wild!

Auf Wanguetschs Ofenbank reifen die Gedanken. Der Alte köbert noch in der Küche, trägt Geschirr auf und verschwindet wieder; endlich trägt er einen dampfenden Topf herein. Um die lästigen Altteutobresten fernzuhalten, trinkt Uetsch „des Chimithes“; bitter ist er, wie Galle, aber wenn er so lange wach hält, wie Uelis Runzelzüge es verraten, dann muß er doch sicherlich zum wenigsten nicht schaden.

Was der Alte wohl für Geschichten zu erzählen wüßte! Das Gespräch kommt nicht gut in Fluß: es fehlt am Einverständnis beider Teile; Alt und Jung verträgt sich nicht, wenn beide alles besser wissen wollen. Doch ab und zu, wenn der Nachtwind draußen leise an den Scheiben schlurft und die Dachbalken knarren, als schliche der Geist aller erwürgten Ragen unter den Schindeln herum, findet der Weißhaarige ein Trum und schürft aus dem harten Boden des Erlebten und aus dem lockeren Grunde der Träume sagenhafte Schätze. Wanguetschs Sagen geben zu denken; er runzelt die Stirne so hart, wenn er Schlechtes erzählt und strahlt wie ein Kind vor Freude am Guten: dumpf murmelt sein zahloser Mund von Trauer und Elend und wie ein munteres Waldbächlein sprudelt Liebe und Glück...

„In alter Zeit weideten die Mürrner bis hinaus an den Sausbach; und Tresli trieb auf. Die Säuser aber saßen im Bodmi und unten am Bachweidl hütete Trini Gänse und Geißen. Tresli und Trini waren sich gut; munter und lustig hüpfte der Sausbach zu Tal, wenn jedes an seinem Ufer stand und sich auf des anderen Vort hinübersehte. Tresli rollte Windfallstannen an den Bach und